

„Auf eine Tasse Tee“

Herr Professor Däubler, Sie haben vor gut zehn Jahren in Deutschland ein Buch über „Internet und Arbeitsrecht“ veröffentlicht. Warum war das damals schon bei Ihnen ein Thema?

Ja, wenn in Deutschland eine neue Technik auftaucht, dann wird das gleich auch zu einem Problem im Betrieb. Man hat sich schon damals über die Frage gestritten, ob man auch private E-Mails vom Arbeitsplatz aus losschicken darf, und war sich nicht einig, ob eigentlich der Vorgesetzte in die E-Mails seiner Untergebenen schauen darf. In der Zwischenzeit hat es viele gerichtliche Auseinandersetzungen darüber gegeben, die eine Reihe von Fragen geklärt haben, aber es tauchen immer wieder neue auf: Darf sich zum Beispiel ein Personalleiter bei Facebook oder Twitter anmelden und dann feststellen, mit wem ein Bewerber „Freundschaften“ geschlossen hat? Oder mit welchen Meinungen er sich präsentiert hat? Das kann insbesondere für jüngere Leute ziemlich gefährlich sein. Wer mit 15 oder 16 Jahren schreibt „Ich möchte mal einen Text von Osama Bin Laden lesen“ kann große Schwierigkeiten bekommen, wenn er 5 oder 10 Jahre später eine Stelle in einem Unternehmen, einer Werbeagentur oder in der staatlichen Verwaltung haben will. Das Tückische ist, dass man ihm die wahren Ablehnungsgründe nicht sagen wird – er wird einfach als „Risikofaktor“ gesehen. Andere Bewerber, die keine solchen Dummheiten geschrieben haben, werden immer den Vorrang haben. Sie haben dann eben beim Gespräch den besseren Eindruck gemacht – basta.

Und was hat das Internet sonst geändert?

Sehr viel. Man darf in der Tat nicht nur auf die Probleme am Arbeitsplatz schauen, sondern muss auch andere Teile des Lebens sehen. Für mich und für viele andere ist das Internet ein wichtiges Mittel, um Informationen zu bekommen. Ich habe mich in letzter Zeit zum Beispiel mit den Rating-Agenturen Standard & Poor's, Moody's und Fitch befasst und so ganz nebenbei mal einen Hinweis gefunden, dass es auch eine chinesische Rating-Agentur namens Da Gong gibt. Über die habe ich dann im Netz eine Menge an Informationen entdeckt, was für meine Arbeit höchst nützlich war. Früher hätte ich da lange in Bibliotheken suchen müssen und wahrscheinlich nichts gefunden. Oder nehmen wir Informationen über politische Vorgänge. In unserer Tagespresse finden wir beispielsweise nur sehr selektive Informationen

über Lateinamerika. Wenn dort eine linke Regierung wie in Venezuela oder in Bolivien einiges an den Verhältnissen ändern will, dann ist das kein Thema. Wenn sich aber dagegen Widerstand regt, wenn z. B. eine bolivianische Provinz ihren eigenen Weg gehen will und die Regierung nicht mehr anerkennt – dann ist das viele Schlagzeilen wert. Derzeit hat man schon längere Zeit nichts mehr über Bolivien gelesen – für mich ist das ein gutes Zeichen, dass der Veränderungsprozess stabile Formen angenommen hat. Wenn ich mich nun nicht auf die Tageszeitungen verlassen will, dann hilft das Internet: Mit Suchmaschinen kommt man an die Dinge ran, die man sonst nicht zu lesen bekommt.

Gibt es denn in Deutschland Zensur?

Nein, die gibt es nicht. Sie ist durch Art. 5 der Verfassung verboten, und es existiert auch in der Realität keine staatliche Instanz, die sich Texte vor ihrer Veröffentlichung anschauen würde. Aber die allermeisten Zeitungen gehören großen Konzernen, hinter denen reiche Leute stehen. Sie wollen meist nicht, dass man sie kritisiert. Auch denken sie in erster Linie daran, die Leser mit Sensationen zu füttern, weil dies die Verkaufszahlen erhöht. Der Wiener Literat Karl Kraus hat dies in den zwanziger Jahren mal mit dem schönen Spruch umschrieben: Je größer der „Stiefel“ umso größer der Absatz. Auch will man sich nicht allzu weit vom bestehenden „Konsens“ entfernen, also von dem, was vermutlich die meisten Leute denken. Außerdem konzentriert man sich auf das eigene Land; dass andere Länder Neues schaffen, ist irgendwie ein heikles Thema, weil die Oberen nicht unbedingt wollen, dass sich bestimmte Ideen verbreiten. Wer in diesem Bereich, also als Journalist bei einer Zeitung oder bei Rundfunk und Fernsehen arbeitet, bekommt sehr schnell ein Gefühl dafür, was er schreiben kann und wovon er besser die Finger lässt. Das Internet durchbricht diesen Mechanismus.

Wie steht es mit Diskussionsplattformen im Internet?

Sie gibt es in großer Zahl. Man kann eine Meinung kundtun, oft auch unter Pseudonym. Jeder kann sich einen E-Mail-Account zulegen, ohne seine wirkliche Identität aufzudecken. Auch in Chat-Foren muss man nicht als Person mit vollem Namen in Erscheinung treten. Das hat den Vorzug, dass man seine wirkliche Meinung kundtun kann, ohne den üblichen Zwängen ausgesetzt zu sein. Kein Nachbar wird einem mit Kopfschütteln begegnen oder gar herumerzählen, man vertrete abenteuerliches Zeug. Manchmal hat man allerdings den Eindruck, dass viele unter dem Deckmantel der Anonymität nicht nur das schreiben, was sie

wirklich denken, sondern weit darüber hinausgehen und sich mit Extrempositionen wichtig machen. Politiker werden nicht nur kritisiert sondern beleidigt, und die Revolution wird schon für morgen Vormittag ausgerufen. Im Normalfall würde ich aber glauben, dass die Leute das sagen und tun, was sie wirklich denken. Die Übertreibungen sind erkennbar.

Sind die Unterschiede zwischen „Meinung im realen Leben“ und „Internet-Meinung“ groß?

Es gibt Bereiche, wo man diese Frage eindeutig mit „ja“ beantworten muss. Es kommt letztlich darauf an, ob ein bestimmtes Verhalten im realen Leben ein wenig oder gar völlig tabuisiert ist. Ich nenne mal ein Beispiel. Man kann im Netz Lieder aufrufen und sie anhören; dabei wird auch angezeigt, wie oft bei einem Lied geklickt wurde. Das habe ich mal für die Nationalhymne der DDR ausprobiert und festgestellt, dass sie 1,8 Millionen mal angeklickt wurde. Das hat mich erstaunt. Man hört doch Musik nicht, um sich darüber zu ärgern oder zu ereifern, sondern weil sie einem gefällt. Und außerdem: Wer hört schon privat und zu Hause eine Nationalhymne? Hinter der Zahl steckt ersichtlich ein ganz erhebliches Stück Identifikation mit der Vergangenheit. Im Alltag habe ich noch nie jemanden getroffen, auf den das passen würde oder der gar zugeben würde, die Nationalhymne der DDR zu hören. Dass zwei Aufnahmen von „Hasta siempre, Comandante“, dem bekanntesten Lied über Che Guevara, je 3 Millionen Klicks hatten, hat mich weniger überrascht, obwohl es natürlich auch keine Entsprechung in der Alltagswelt hat.

Also wenn man so will, hat der Einzelne eine doppelte Existenz?

Ja, und normalerweise hält man die beiden Sphären getrennt, weil man nicht in Verruf kommen möchte. Doch die Trennung ist keine totale. Auf der Internet-Plattform „Second Life“ spielten in Italien etwa 3000 Personen den Lohnkonflikt bei der dortigen IBM-Niederlassung durch. Die Einzelnen verwandelten sich in sog. Avatare, also künstliche Menschenfiguren, die man mit bestimmten Eigenschaften ausstatten kann. Sie standen Streikposten, demonstrierten und sprengten sogar eine Vorstandssitzung. Das machte Eindruck auf den realen Vorstand. Innerhalb weniger Stunden war der Kollektivvertrag unterzeichnet. Hätten aus den virtuellen Szenen reale werden können? Die Unternehmensführung hat wohl damit gerechnet, sonst hätte sie nicht so schnell nachgegeben. In der Tat wären solche Aktionen in Italien denkbar; in Deutschland sind sie eher unwahrscheinlich. Dennoch: Die zweite Existenz kann zur ersten werden.

